(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 5 — Dienstag, den 7. Januar — 1902

Von den Halloren.

Zu den zahlreichen Neujahrsgratulanten, die dem Kaiser persönlich zum neuen Jahre ihre Glückwünsche überbringen dürfen, gehört seit langen Jahren die Kaiserdeputation der Halloren. Einem uralten Brauche folgend, begeben sich alljährlich drei Vertreter der Salzwirker Brüderschaft im Thal zu Halle a. S. zur Jahreswende in die Reichshauptstadt, um hier dem Kaiserpaare, den kaiserlichen Kindern, den Mitgliedern des königlichen Hauses, sowie den aus Anlaß der Jahreswende am kaiserlichen Hoflager weilenden Prinzen aus regierenden Häusern zu gratulieren. Diesmal bestand die Abordnung aus den Siedermeistern Gottlieb Ebert, dessen Bild wir hier bringen, Max Puppe und Paul Moritz IV. Der



Erstgenannte war der Sprecher; er hat die traditionellen Geschenke — Sooleier und Kaiserschlackwurst — dem Kaiser persönlich übermittelt und dann ein Begrüßungsgedicht überwiesen. Die Tracht der Halloren ist eine äußerst kleidsame; den langen, bis über die Kniee reichenden Rock und die sammetne Weste zieren goldene Knöpfe: die Kopfbedeckung ist eine Art Dreimaster aus schwarzem Tuch. Als eine besondere Gunst sehen es die Halloren an, daß ihnen gestattet ist, bei der Neujahrstafel im Königlichen Schlosse an der Servirung der für die kaiserlichen Gäste bestimmten Speisen sich betheiligen zu dürfen. Der Siedermeister Gottlieb Ebert übte bereits zum achten Male das Amt des Sprechers in der Kaiserdeputation der Halloren aus.

Kunst und Wissenschaft.

— **Ueber die nervösen Erkrankungen in Lehrerkreisen** will ein Spezialarzt für Nervenleiden eingehende Untersuchungen anstellen. Er will zu diesem Zweck Fragebogen an die Lehrerschaft versenden und hat sich mit der Bitte um Unterstütznug an den geschäftsführenden Ausschuß des Deutschen Lehrervereins gewendet. Für die **Berliner Volksschullererschaft** liegt in den Ermittelungen der städtischen Schuldeputation bereits ein Material vor, das wenigstens darüber Aufschlnß giebt, wie oft nervöse Störungen den Anlaß zur Gewährung von Urlaub bilden. Die Zahl dieser Fälle ist überraschend groß. Im Schuljahre 1900/01 erhielten Urlaub von 2744 Lehrern (einschl. Rektoren) 604, von 1407 wissenschaftlichen Lehrerinnen 504, 441 Fach- und technischen Lehrerinnen 109. Unter den Gründen der Beurlaubung war die Gruppe „Nervenkrankheiten" (zumeist „Nervosität" und „Neurasthenie") vertreten; bei den Lehrern 75 mal, bei den wissenschaftlichen Lehrerinnen 77 mal, bei den technischen Lehrerinnen 15 mal. Es mußten also wegen nervöser Störungen beurlaubt werden: von den Lehrern jeder 37., von den wissenschaftlichen Lehrerinnen jede 18., von den Fach- und technischen Lehrerinnen jede 29., im besonderen von den beurlaubten Lehrern etwa jeder 8., den wissenschaftlichen Lehrerinnen jede 7., den Fach- und technischen Lehrerinnen jede 7.

— **Niedrige Temperaturen.** Durch die Construktion der Lindeschen Eismaschine ist es in den letzten Jahren möglich gewesen, flüssige Luft in so großen Quantitäten und so billig herzustellen, daß ihre Verwendung einen Fabrikzweig nach dem andern erobert oder neu erstehen läßt. Man hat deshalb mit Recht von einer Kälte-Industrie gesprochen. Man denke nur an die für die Erhaltung von Nahrungsmitteln so wichtigen Kühlvorrichtungen in den Schlachthäusern. Zu je tieferen Temperaturen man nun allerdings übergeht, um so kleiner werden die Mengen, welche man ihnen aussetzen kann, die naturgemäß solche niedrigen Kältegrade besondere Schutzvorrichtungen erfordern. Will man bis zu —110 Grad C. herabgehen, so empfiehlt hierfür d'Arsonval in einer der Pariser Akademie kürzlich vorgelegten Arbeit den Gebrauch von fester Kohlensäure oder Acetylen in Aceton. Für noch niedrigere Temperaturen muß man flüssige Luft anwenden; es ist dabei schon möglich gewesen, ein Bad von sorgfältig gereinigtem Petroleumsprit, der selbst bei — 194 Grad C, flüssig bleibt, zu gebrauchen.

Deutsche Städteanlagen in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Karl von Berghausen.

(Nachdruck verboten.)

Selten hat ein Vorgang in der deutschen Kunst und Künstlerwelt ein so allgemeines Interesse erweckt, wie der Erlaß des Prinzregenten von Bayern, durch den die Errichtung einer Kommission zur Organisirung der künftigen Monumentalbauten Münchens angeordnet wird. Welche Wirksamkeit diese Kommission entfalten wird, das hängt natürlich davon ab, wie sie ihre Aufgabe fassen, welche Grenzen sie ihr ziehen wird. Anerkannt ist aber mit diesem Vorgange das Prinzip, daß Städteanlagen von weiter Hand und planmäßig zu organisiren sind, und daß es nicht etwa, wie man heut gewöhnlich glaubt, eine rein ästhetische Frage, sondern in eminentem Grade ein Problem der öffentlichen Gesundheit ist, um das es sich hier handelt. Eine Stadt, die klar, ruhig, behaglich, anziehend, schön wirkt, wird auch dazu beitragen, ihre Bürger ruhig, behaglich, heiter und glücklich zu machen; die Schönheit einer Stadt verhütet viele Uebel, auf deren Bekämpfung unsere Gemeinwesen große Summen ausgeben müssen. Nun haben wir in Deutschland eine große Zahl mannigfaltig und zum Theil schön angelegter Städte; die Lehren jedoch, die aus diesen Anlagen zu ziehen wären, sind bisher nicht ausreichend klar erkannt und noch weniger immer in der Wirklichkeit genügend berücksichtigt worden.

Wir können in Deutschland zwei Haupttypen von Städten unterscheiden: solche, die allein aus dem Bürgerthume herausgewachsen sind, und solche, bei denen der gestaltende Wille eines Fürsten oder eines Fürstengeschlechtes entscheidend mitgewirkt hat. Ein Kennzeichen der Bürgerstädte ist es, daß sich ihr Mittelpunkt gewöhnlich im Laufe der Jahrhunderte fast gar nicht verschiebt. In Hamburg, in Frankfurt sind noch heut im wesentlichen jene Stadtviertel das Herz der Stadt, die es seit Jahrhunderten gewesen sind. Bürgerliche Gemeinwesen pflegen in der Stadtanlage selten großartige Umwälzungen vorzunehmen, ja sie gehen auch im allgemeinen nicht gern an Neubildungen größeren Stils heran. Das Alsterbassin in Hamburg wäre vielleicht von einem Fürsten zu einer monumentalen Anlage ohne Gleichen ausgestaltet worden; die Bürgerrepublik Hamburg hat erst in neuester Zeit dem Jungfernstieg einen etwas monumentaleren Charakter gegeben, im übrigen bildet gerade die bürgerliche Schlichtheit das Kennzeichen und den Reiz der Anlage. Mit großer Vorsicht und zuweilen, wie in Frankfurt, mit großem Takte gliedern die Bürgerstädte die neu entstehenden Viertel ihrer Altstadt an, immer darauf bedacht, diese Urzelle ihres Gemeinwesens nicht in ihrer Lebenskraft zu beeinträchtigen. Die Zeit in Frankfurt ist noch heut, was sie vor Jahrhunderten gewesen ist, und die wichtigsten der neu entstandenen Straßenzüge stehen großentheils in Verbindung mit ihr oder in Abhängigkeit von ihr.

In den Fürstenstädten hingegen — ganz abgesehen von solchen, die, wie Karlsruhe, ihren Ursprung überhaupt einem Fürstenwillen verdanken und dies in ihrer Anlage deutlich ausprägen — beobachten wir häufig die Entwickelung, daß durch geniale Neuschöpfungen der Mittelpunkt der Stadt verrückt und dadurch ihr ganzer geistiger Charakter verändert wird. Dafür sind München und Berlin die klassischen Beispiele. Denken wir an München, so stellt sich uns nicht das Bild der Münchener Altstadt um den Marienplatz herum, sondern es stellt sich uns Neu-München vor's geistige Auge, das München der Ludwigs- und Maximiliansstraße, wie es König Ludwig I. geschaffen hat, indem er der Stadt räumlich und geistig völlig neue Ziele setzte. Das ist der neue Mittelpunkt von München geworden. Aehnlich in Berlin. Die Königstadt, die eigentliche ehemalige Altstadt, ist wohl ein brausendes Geschäftsviertel, aber nicht mehr, wie vor Jahrhunderten, das eigentliche Stadtzentrum. Dies ist durch die großartige und konsequente Baupolitik der Hohenzollern nach Westen verlegt worden; indem Friedrich I. Charlottenburg begründete, spannte er bereits den Riesenrahmen für die künftige Riesenstadt, von Friedrich Wilhelm I. rührt die rostförmige Straßenanlage her, die heut den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt bildet, und Friedrich der Große hat seine Monumentalbauten bereits weit westlich in den Straßenzug der „Linden" hinausgeschoben. So ist auch hier ein Neu-Berlin entstanden, welches der wahre Mittelpunkt der Stadt geworden ist und in dieser Hinsicht die Altstadt bei Seite geschoben hat.

Bei jeder alten Stadtanlage fällt dem Beobachter die große Vorsicht auf, mit der man in jenen Tagen hinsichtlich der Dimensionen der Anlagen vorging. Wer zum ersten Mal die alten Stadttheile von Lübeck, von Bremen, von Nürnberg sieht, erfüllt von dem Gedanken an die einstige, zum Theil über die ganze europäische Welt hin reichende Größe, und Macht dieser Gemeinwesen, der ist regelmäßig erstaunt über die Bescheidenheit der Dimensionen, mit der hier selbst die zentralsten Glieder der Stadt, wie z. B. Markt- oder Rathhausplätze, angelegt zu sein pflegen. Die Wirkung dieser Beschränkung in den Dimensionen war die, daß diese Plätze, wenn die Bürgerschaft zu Kauf und Tausch oder zu politischer Thätigkeit sich auf ihnen versammelte, den Eindruck eines reichen, blühenden, rüstigen, mächtigen Lebens machten; überall in den Berichten von Reisenden spiegelt sich dieser Eindruck wieder, den die in ihrer Größe bescheidenen, aber von Menschen dicht besetzten Plätze auf sie ausübten. Als Gegensatz kann man anführen, daß Gustav Freytag, als er zum ersten Male nach Berlin kam, die Straßen imponirend breit, aber öde und leer fand. Wenn wir in alten Stadtanlagen wirklich einmal großen Dimensionen begegnen, so ist ihr Grund und ihre Bedeutung sogleich klar. So ist der Ring in Breslau eine große Anlage, aber es ist dieser Platz auch von vornherein in jeder Hinsicht als das Lebens- und Verkehrszentrum der Stadt gedacht und er hat diese Stellung thatsächlich im wesentlichen bis zum heutigen Tage behauptet. Die Größe dieser Anlage erweckt in uns sofort die Vorstellung, daß hier die Märkte abgehalten wurden, die Truppen sich versammelten, Prozessionen ihren Weg nahmen, Feste gefeiert wurden, und die Thatsache, daß eine Reihe der wichtigsten Gebäude der Stadt, wie das Rathhaus und mehrere große Kirchen, den Platz nahe umstellen, trägt gleichfalls dazu bei, seine Abmessungen im richtigen Lichte erscheinen zu lassen. Die Fürsten haben ja in ihren Städteanlagen immer eine Neigung zu großen Dimensionen gezeigt. Aus naheliegenden repräsentativen Gründen haben sie breite Straßen, umfangreiche Plätze geliebt, aber ihre Idee war dann auch fast immer die, diesen mächtigen Straßenzügen durch monumentale Bauten eine Einfassung zu geben, die die gewählten Dimensionen rechtfertigt und zu einer Schönheit macht. So ist die Ludwigsstraße in München als eine Palaststraße angelegt und vollendet worden; im selben Sinne ist das Zentrum in Dresden in der Gegend des Zwingers behandelt, und die „Linden" in Berlin sind, soweit die Hohenzollern bauten, beiderseits von bedeutenden Monumentalwerken begrenzt. Heute aber zeigen unsere Städteanlagen eine gewisse absolute Vorliebe für große Dimensionen. Die Maxime scheint zu sein: breite Straßen, große Plätze sind an sich etwas Schönes, und mit einem naiven Stolze nennt man „Prachtstraßen" solche Straßenzüge, für die von vornherein eine enorme Breite in Aussicht genommen wurde. Aber es konnten diese Straßenzüge wirkliche Prachtstraßen nur dadurch werden, daß Bauwerke von wahrhaft großen Formen sie beiderseitig begrenzen und so zugleich einen Abschluß bilden und ein Verhältniß zwischen den Dimensionen herstellen. Ohne diese Gestaltung bleibt eine so unerhört breite Straße etwas Formloses, Oedes, Leeres. Dazu kommt, daß geradezu riesenhafte Volksmengen dazu gehören, um solche Straßen zu beleben, Volksmengen, wie man sie höchstens an ungewöhnlichen Festtagen oder bei besonderen Gelegenheiten einmal erwarten darf. Auch die Zukunft, auf die man sich in solchen Fällen zu berufen pflegt, wird derartige Volksmengen kaum bringen, da die Entwickelung der Städte offenbar zur Dezentralisation hinneigt und damit die Volksmenge sich immer mehr in verschiedene Wege und Straßen vertheilen wird. Für die Zukunft sorgt man daher viel besser, als durch übertrieben breite, durch verständig berechnete Straßenanlagen, durch Anlagen, z. B. bei denen die graden und krummen Straßen in zweckmäßigem Wechsel einander ergänzen. Die gerade Linie bezeichnet allerdings den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten; wer aber nicht gerade von einem Punkte einer geraden Straße zu einem anderen Punkte dieser Straße gelangen will, der erreicht sein Ziel gewöhnlich viel schneller mit Hilfe von krummen Straßen, als durch das rechtwinklige Straßensystem das in neuerer Zeit die Regel ist. Dies Ineinandergreifen von graden und krummen Straßenzügen mit wunderbarer Feinheit berechnet zu haben, ist eine der größten Vorzüge der alten Städteanlagen, und wenn wir mit Entzücken den krummen Straßenlinien, z. B. in Nürnbergs Straßen, folgen, so sollten wir verstehen lernen, daß das, was wir hier als schön empfinden, zugleich das wahrhaft Praktische ist.

Noch einen anderen Reiz pflegt das Auge in alten Städten zu finden. Man hat immer darauf hingewiesen, daß in Lübeck, in Hildesheim, in Rothenburg, in Nürnberg jedes Haus an der Straße eine Individualität sei. Das ist wahr, aber es ist immer eine höchst bescheidene Individualität. Thatsache ist, daß in den guten alten Städteanlagen ganze Straßen und Straßenviertel Häuser von überraschender Gleichmäßigkeit der Grundanlage, der Hauptformen, kurz des Stils im Ganzen zeigen. Man mache etwa in Nürnberg den Weg zur Burg hinauf oder suche die Viertel auf, wo Hans Sachs wohnte, um sich hiervon zu überzeugen Dennoch ist in Wirklichkeit jedes einzelne Haus individuell gestaltet. Hier ist es der Erker, dort das Thor, da die Fensterumrahmung, dann wieder an irgend einer Stelle die diskrete Verwendung von Säulen, — kurz, immer sind es feine, bescheidene, jedoch bedeutsame Einzelheiten, die in Wahrheit die Individualität des Hauses ausmachen. Im Gegensatze hierzu ist das moderne normale Straßenhaus von einer widerlichen Aufdringlichkeit. Hier zeigt Jedes die Tendenz, alle Schmuckformen auf sich zusammenzuhäufen: Säulen, Ornamente, Balkons, reiche Pforten, stark ausgebildete Giebel &c., und in einer und derselben Straßenflucht sehen wir nebeneinander gothische, barocke, maurische und Renaissance-Facaden. Ein einsames Haus auf dem Lande, ein Schloß in einem Parke mag man, so weit nicht die Rücksicht auf die Natur hier Grenzen auferlegt, bauen, in welchen Formen man will: es ist in der That ein alleinstehendes Individuuun. Das Straßenhaus aber ist nicht in erster Linie ein Individuum, sondern es ist in erster Linie Glied und Theil einer großen einheitlichen Reihe. Wenn wir eine Straße betreten, so fliegt unser Auge zunächst die ganze Straßenflucht hinauf und wieder zurück, und Alles, was die Einheitlichkeit dieses Eindrucks stören, den Blick auf diesem Weg hemmen kann, empfinden wir mit Recht als unpassend. Erst wenn wir das gesammte Straßenbild in uns aufgenommen haben, wendet sich der Blick den einzelnen Häusern zu und wünscht die Besonderheit zu erkennen, durch die sich dies Häuserindividuum in der Straßeneinheit kennzeichnet. So ergiebt sich für die Anlage einer Straße als Regel, daß sie vor allem ein einheitliches Bild gewähren soll, und daß die einzelnen Häuser sich bescheidentlich in dies Bild einzuordnen haben. Sowie die Sache jetzt steht, daß wir bei dem Blicke in eine lange Straße hinein Dutzende von Kuppeln oder Thürmchen, von Säulenportalen üppigen Giebeln, Balustraden u. s. w. hier und dort unorganisch vertheilt sehen, ist die Sache barbarisch.

Nur wenige Fragen aus dem großen und wichtigen Gebiete der Städteanlageu konnten hier gestreift werden. Die Kenntlichmachung der Entstehungsgeschichte der Städte, das Verhältniß, in dem öffentliche Monumente zu Straßen und Plätzen zu stehen haben, die Aufgabe der Plätze, die Hineinziehung der Natur in die Kultur — das Alles sind höchst dringende Probleme, über die sich unsere Zeit nothwendig klar werden muß. Sicherlich ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, daß in näherer oder fernerer Zukunft die großen Städte verschwinden werden. Nicht die Städte herabzudrücken oder gar aus der Welt zu schaffen ist die Aufgabe, sondern sie umzugestalten und neu zu schaffen zur Klarheit, Gesundheit und Schönheit.

Wie Kaiserin Eugenie durchging.

Im „Pariser Journal" erzählt H. J. Bruno folgende Anecdote als Beitrag zur intimen Geschichte des zweiten Kaiserreiches: Es war gegen das Ende des Jahres 1867. Italien trachtete damals in den Besitz von Rom zu kommen, das noch unter päpstlicher Herrschaft stand. Ein Theil des französischen Ministeriums war für die Zurückziehung der französischen Truppen, welche die

pstliche Souveränetät in Rom aufrecht hielten. Kaiserin Eugenie war aber als eifrige Katholikin unbedingt gegen diesen Plan und setzte sich für das Verbleiben der französischen Truppen leidenschaftlich ein. Eines Tages versammelte Napolon III., damals schon schwer leidend, den Ministerrath, um über diese Frage zu berathen. Um aber den Einfluß der Kaiserin, welche dem Ministerrath gewöhnlich beiwohnte, auszuschließen, verbot er diesmal, sie einzulassen. Eugenie erfuhr von diesem Verbot und gerieth darüber in leidenschaftlichen Zorn. Sie begab sich sofort zum Berathungssaal und wollte eintreten. Der Gardist vor der Thür widersetzte sich ihrem Eintritt. — „Ich will eintreten", sagte die Kaiserin heftig. Der Gardist warf sich ihr zu Füßen und sagte, das Bajonnet gegen die Thür haltend: „Majestät dürfen nicht eintreten. Befehl des Kaisers!" — „Das werden wir sehen!" schrie Eugenie. Mit einem kühnen Sprung setzte sie über das Seitengewehr des Soldaten hinweg und stürmte wie ein Ungewitter in den Saal und auf den Kaiser zu, der wie gewöhnlich dem Ministerrathe mit bedecktem Haupte präsidirte. Eugenie führte einen Schlag mit ihrer kaiserlichen Hand, und der Hut des Kaisers rollte auf dem Parquet. Ebenso rasch, wie sie gekommen war, eilte die Kaiserin davon und ließ die bestürzten Minister in größter Verwirrung zurück. Nach dieser unbesonnenen That lief die Kaiserin in ihre Appartements, traf rasch einige Reisevorbereitungen und ergriff in Begleitung einer Hofdame die Flucht. Am folgenden Tage war sie in England. Als Napoleon von dieser Flucht erfuhr, war er natürlich sehr bestürzt. Was sollte man der Welt sagen? Dieser böse Streich mußte unbedingt ungeschehen gemacht werden, und man nahm zu einem sehr romantischen Mittel die Zuflucht. Unter der Umgebung der Kaiserin wurde eine Dame ausgesucht, welche ungefähr dieselbe Gestalt wie Eugenie hatte und dieser etwas ähnlich sah. Dann wurde der englischen Botschaft officiell die Mittheilung gemacht, daß die Kaiserin ihrer theuren Freundin, der Königin Victoria, einen Besuch machen werde. Am folgenden Tage stieg die falsche Kaiserin, das Gesicht mit einem dichten Schleier verhüllt, in einen geschlossenen Wagen und fuhr in feierlichem Zuge zum Nordbahnhof, von wo sie abreiste. Zu gleicher Zeit war ein Diplomat beauftragt, die flüchtige Kaiserin aufzusuchen und ihr die Unbesonnenheit ihres Schrittes, sowie die ernsten Folgen, welche dieser nach sich ziehen könnte, vorzuhalten. Es gelang dem Diplomaten, die Kaiserin zu besänftigen, allein schon hatte Königin Victoria von der Flucht Kenntniß erlangt. Sie empfing Eugenie sehr kühl, und diese fuhr sofort wieder nach Paris zurück, von wo sie drei Jahre später unter viel traurigeren Umständen flüchten mußte.

Vermischtes.

Anstatt daß die Welt der Jahreszeit gemäß, in **Schnee und Eis** starrt, herrscht jetzt vielfach beispiellos mildes Wetter. Die Wetterbeobachtungen verzeichnen für den letzten 31. Dezember ein Tagesmittel von 8,7 Grad Celsius (höchste Temperatur 12,4, niedrigste 5,1) Wärme. Der „Normalsylvester" würde 0,4 Grad Celsius Kälte haben. Den kältesten Sylvester hatte das Jahr 1870 mit 12½ Grad Kälte. Im Riesengebirge verstieg sich bei südlichem Winde das Quecksilber in 500 Meter Höhe auf 10 Grad Wärme. Daher macht sich auch im Hochgebirge schwaches Thauwetter bemerkbar Viele unserer Flüsse führen Hochwasser. In Paris steht das Thermometer seit mehreren Tagen auf 10 Grad, in Algier auf 14 Grad Wärmee. Die Redaktion der „N. Züricher Ztg." hat aus einem Garten in Wipkingen einen Zweig mit Kirschblüthe zugesandt erhalten. Im Gegensatz hierzu sind im südlichen Norwegen ungeheure Schneemassen niedergegangen und haben selbst für dieses Schneeland gewöhnliche Verhältnisse geschaffen. Daß sich ein Brautpaar und die ganze Hochzeitsgesellschaft auf Schneeschuhen zur Kirche begeben müssen, und auch Geistliche und Kirchgänger nur mit Hilfe von Schneeschuhen zum Gottesdienst kommen können, ist selbst für Norwegen etwas Neues. Viele Züge blieben im Schnee stecken, so daß manche der Reisenden eine viertägige Gefangenschaft durchmachen mußten. Es wird eine theilweise Schneehöhe von mehreren Metern gemeldet.

Die Kaiserin als Waisenmutter. Wer das Glück hat, in der Nähe der Kaiserin weilen zu dürfen, weiß, daß es keine größere Freude für die hohe Frau giebt, als wenn sie andern eine Freude bereiten kann. Namentlich Wittwen und Waisen erfreuen sich ihrer besonderen Gunst. Während Erstere Geldgeschenke erhalten, werden den Waisen nützliche und Spielsachen zugesandt. Die größte Auswahl hierin hat die Monarchin unstreitig in den Spielzimmern ihrer Kinder, welche einem Spielwaarenlager ersten Ranges gleichen, denn dort ist Alles vertreten. Alljährlich zum Weihnachtsfest räumt die Kaiserin eigenhändig darin auf, um Platz für die neuen Liebesgaben zu schaffen. Auch gelegentlich des verflossenen Weihnachtsfestes war dies der Fall und zwar wurde ein großer Posten Spielsachen dem Königlichen Großen Militär-Waisenhause zu Potsdam überwiesen. Ein Theil davon, namentlich Gegenstände der Prinzessin Viktoria Luise ging nach Schloß Pretzsch bei Wittenberg an der Elbe, woselbst sich bekanntlich eine Schwesteranstalt des Potsdamer Waisenhaus befindet. Die fleißigsten Schüler und Schülerinnen erhielten diese kaiserlichen Gaben als Weihnachts-Geschenk. Wie vielleicht noch erinnerlich, schenkte vor einigen Jahren der Kaiser auch die ersten Militäranzüge der drei ältesten Prinzen der genannten Anstalt. Diese werden in Glasschränken im Anstaltsspeisesaale aufbewahrt. Auch sonst läßt sowohl der Kaiser als auch die Kaiserin den Kindern dieser von König Friedrich Wilhelm I. gegründeten Militärwaisen-Anstalt manche Vergünstigung zukommen, die allemal mit großen Jubel begrüßt wird.

Der Streit um die Aerztin. In dem Macclesfield Hospital in Schottland hat die Aerztinnenfrage eine endgiltige Niederlage erlitten, nachdem dort die Fehde mehrere Wochen hindurch auf das heftigste angehalten und sogar bis zu einem allgemeinen Streik der dort amtirenden Aerzte geführt hatte. Eine Doktorin der Universität Glasgow, Miß Murdoch Clarke, war nämlich von den Direktoren der Anstalt als Assistenzärztin angestellt worden. Hiergegen protestirten nun alle übrigen Aerzte des Hospitals, und zwar unter dem Vorwande, daß eine Dame für die Praxis in einem Krankenhause für Patienten beiderlei Geschlechts nicht geeignet sei. Sie forderten einstimmig von der Direktion, Miß Clarke solle resigniren oder entlassen werden, sonst würden sie selbst ihr Amt niederlegen. Die Anstaltsleiter waren in großer Verlegenheit; sie wandten sich an die Aerztin, diese aber weigerte sich, zurückzutreten, obwohl ihr ein „Reugeld" in Gestalt ihres Gehalts für ein ganzes Jahr angeboten wurde. Erst als sie sah, daß ihre Kollegen Ernst machten, und fürchtete, daß die Insassen des Hospitals unter dem Streik der Aerzte am schwersten leiden würden, gab sie den Kampf auf und verzichtete auf die Anstellung. Sofort berief der Bürgermeister als Präsident des Hospitals eine Versammlung der Anstaltsleiter und theilte ihnen das freudige Ereigniß mit. Es wurde nun vorgeschlagen, Miß Clarke das zugesagte Jahresgehalt auszuzahlen. Hiergegen wurde aber mit der Begründung Einspruch erhoben, daß man kein Recht habe, das Geld einer wohlthätigen Anstalt auf solche Weise zu verschleudern. Die Sache endete damit, daß man Miß Clarke einen Monat Kündigungsfrist zubilligte und eine Privatsammlung für sie veranstaltete, die 1000 Mark ergab, und ihr diese Summe als Entschädigung zugleich mit einem in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßten Anerkennungsschreiben überreichte.

Der Kleiderluxus, der heutzutage getrieben wird, geht oft zu weit. Eine „feine" Frau giebt heute zehnmal so viel für ihre Gewandung aus, als die Damen vor 20 Jahren, und die Uebertreibung nach dieser Richtung hin scheint ständig zuzunehmen. Die Preise, die eine erstklassige Modistin im Londoner Westend unlängst angab, bestätigen dies. Kleider für 1000 und mehr Mark sind keine Seltenheit. Ein Kleid kostete sogar 96000 Mk.; die Spitzen darauf waren allein 94000 Mk. werth. Der Werth der Spitzen steigt wie der des Weins mit dem Alter. Die Königin-Wittwe von Italien soll ein 300 Jahre altes Spitzentaschentuch besitzen, dessen Werth 40000 Mk. beträgt. Spitze, die aus Flachsfaden mit menschlichem Haar vermischt wurde, ist auch ungeheuer werthvoll. Das kostbarste Gewand der Welt ist der Königsmantel von den Sandwichinseln, aus rothen, schwarzen und gelben Federn bestehend. Der Vogel, der die gelben Federn lieferte, ist jetzt ausgestorben. Man brauchte 150 Jahre, um genug Federn zu sammeln, der auf 2 Mill. Mark bewerthet wurde.

Aus den „Fliegenden Blättern".

[**Eingetroffen.** „. . ., Was hat Dir denn eigentlich die alte Zigeunerin prophezeit?" — „Es stehe mir ein großer Verlust bevor!" — „Ist's eingetroffen?" — „Freilich! als ich heim kam, fehlten mir Uhr und Kette!"

Macht der Gewohnheit. Geschäftsreisender (auf einem Ozeandampfer, während der Fahrt von Europa nach Amerika, zum Steward): „Kellner zahl'n! Ich muß gleich wieder fort!"

Das Schrecklichste. „Heute Nacht, Mama, hab' ich einen schrecklichen Traum gehabt; mir träumte, daß ich mit einem Herrn durchgegangen wär' und denk' Dir, hinterher stellte es sich heraus daß er —" — „Nun daß er? — „Daß er kein Geld gehabt hat!"

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 4. Januar 1902.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch roth 745—756 Gr. 167—170 Mk. bez.
transito bunt 740—780 Gr. 130—136 Mk.
transito roth 737—761 Gr. 130—135 Mk.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht
transito grobkörnig 735 Gr. 109 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilog.
inländisch große 650—686 Gr. 125—130 Mk.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländischer 140—152 Mk.

Kleesaat per 100 Kilogr.
roth 86—98 Mk.

Kleie per 50 Kilogr. Weizen- 4,00—4,35 Mk.
Roggen- 4,30—4,47½ Mk.

Rohzucker. Tendenz: stetiger. Rendement 88° Transitpreis franco Neufahrwasser 6,27½ Mk. incl. Sack Geld.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer.

Bromberg, 4. Januar 1902.

Weizen 174—180 Mk., abfallende blauspitzige Qualität unter Notiz, feinste über Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 150—154 Mk.

Gerste nach Qualität 120—125 Mk.
gute Brauwaare 126—131 Mk.

Futtererbsen 135—145 Mk.

Kocherbsen nom. 180—185 Mark.

Hafer 140—145 Mk., feinster über Notiz.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Schutz des Pferdes vor Sturz und Kronentritt. Der wichtigste und interessanteste Körpertheil des Pferdes ist sein Huf und ein guter Beschlag sollte die erste Sorge jedes Pferdebesitzers sein, da jeder die schweren Nachtheile kennt, die aus einem mangelhaften Hufbeschlag resultieren. Natürlich sind diejenigen Theile des Hufeisens, die das Anklammern des Hufes auf der glatten Fläche bewirken, die Hauptsache, die Stollen und der Griff. Hierin ließen nun fast alle Neuheiten manches zu wünschen übrig. Den meisten dieser Mängel abzuhelfen scheint uns das „Patent Neuß" als durchaus geeignet. Zum Unterschiede gegen die anderen Konstruktionen gestaltet es die Schneidefläche seiner Stollen und Griffe nicht in Form einer Schneide oder einer Spitze, sondern in Gestalt eines H. Das hat die großen Vorzüge einmal, das sich die Schärfe, weil auf mehrere Linien vertheilt, viel weniger abnützt, wie bei den anderen, folgedessen das ewige Schärfen und Auswechseln der Stollen und Griffe oder gar Abreißen des ganzen Eisens wegfällt, dann aber, daß die großen Gefahren, denen die Thiere hinsichtlich Verletzung durch scharfe Eisen, wie Kronentritt 2c., ausgesetzt sind, bei den Neuß'schen H-Stollen ebenso fast gänzlich wegfallen, indem die erweiterte Schnittfläche des Stollens nicht imstande ist, eine tiefe und gefährliche Verletzung herbeizuführen. Schließlich aber wird durch die Gestaltung der Schneide in Form eines H das Anhaftungsvermögen des Hufes noch wesentlich erhöht gegenüber dem einer einfachen Schneide oder eines Dornes. Die Firma Leonhardt & Co., in Schöneberg-Berlin hat die Herstellung der Neuß'schen H-Stollen und deren Vertries übernommen und ist in der Lage ihr vorzügliches Fabrikat zu einem sehr billigen Preise abzugenen.

Bekanntmachung.

Alle im Jahre 1882 geborenen, im Regierungsbezirk Marienwerder gestellungspflichtigen jungen Leute, welche die Berechtigung zum einjährig freiwilligen Militärdienst zu erlangen beabsichtigen, haben sich bei Vermeidung des Verlustes dieser Berechtigung in Gemäßheit der Vorschriften unter 3 des § 89 der Deutschen Wehrordnung vom 22. Juli 1901, **spätestens bis zum 1. Februar 1902** bei der unterzeichneten Prüfungs-Commission zu melden.

Dieser Meldung sind beizufügen:

1. eine standesamtliche Geburtsurkunde,
2. die Einwilligung des gesetzlichen Vertreters, mit der Erklärung, daß für die Dauer des einjährigen Dienstes die Kosten des Unterhaltes mit Einschluß der Kosten der Ausrüstung, Bekleidung und Wohnung, von dem Bewerber getragen werden sollen statt dieser Erklärung genügt die Erklärung des gesetzlichen Vertreters oder eines Dritten, daß er sich dem Bewerber gegenüber zur Tragung der bezeichneten Kosten von der Militär-Verwaltung bestritten werden, er sich dieser gegenüber für die Ersatzpflicht des Bewerbers als Selbstschuldner verbürge.

   Die Unterschrift des gesetzlichen Vertreters und des Dritten sowie die Fähigkeit des Bewerbers oder des gesetzlichen Vertreters oder des Dritten zur Bestreitung der Kosten ist obrigkeitlich zu bescheinigen. Uebernimmt der gesetzliche Vertreter oder der Dritte die in dem vorstehenden Absatz bezeichneten Verbindlichkeiten, so bedarf seine Erklärung, sofern er nicht schon kraft Gesetzes zur Gewährung des Unterhalts verpflichtet ist, der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung (nicht nur Beglaubigung.)

   Bei Freiwilligen der seemännischen Bevlökerung genügt die Einwilligung des gesetzlichen Vertreters (§ 154 der Wehrordnung.)

   Freiwillige, welche unter Vormundschaft stehen, haben der Meldung die gerichtliche Bestallungsurkunde ihres Vormundes in Urschrift oder in beglaubigter Abschrift beizulegen.
3. Ein Unbescholtenheitszeugniß, welches durch den Direktor der betreffenden Lehr-Anstalt oder durch die Polizeibehörde oder vorgesetzte Dienstbehörde auszustellen ist.

   Sämmtliche Papiere sind im Original einzureichen, soweit nicht oben unter Ziffer 2, Absatz 4 eine Ausnahme nachgelassen ist.
4. Das Zeugniß, durch welches die wissenschaftliche Befähigung für den einjährigfreiwilligen Dienst nachgewiesen wird (§ 90 der Wehrordnung.

   Die Einreichung dieses Zeugnisses kann bis zum 21. März 1902 ausgesetzt werden. Diejenigen jungen Leute, welche dieser Vergünstigung theilhaftig werden wollen, werden jedoch dadurch nicht von der Verpflichtung befreit, sich unter Vorlegung der übrigen erforderlichen Zeugniße spätestens bis zum 1. Februar 1902 bei der Prüfungs-Kommission zu melden.

   Die wissenschaftliche Befähigung für den einjährig freiwilligen Dienst kann außer durch Beibringung eines Schulzeugnisses durch Ablegung einer Prüfung vor der Prüfungskommission nachgewiesen werden.

   Die nächste Prüfung findet im Laufe des Monats März n. Js. hierselbst statt. Wer zu derselben zugelassen zu werden wünscht, hat sich gleichfalls spätestens bis zum 1. Februar 1902 unter Einreichung der vorstehend unter 1 bis 3 bezeichneten Schriftstücke und eines selbstgeschriebenen Lebenslaufes, sowie unter der Angabe in welchen Sprachen (Latein, Griechisch, Französisch, Englisch) er geprüft werden will, bei der Prüfungs-Kommission schriftlich zu melden.

   Die Prüfungsordnung befindet sich als Angabe 2 zu § 91 der Wehrordnung (Seite 169) abgedruckt,

Marienwerder, den 7. Dezember 1901

Königliche Prüfungs Kommission für Einjährig Freiwillige.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.